

Martin Spieß
Martha Dolorosa

Please don't look at life, look at me, so sadly
Life shouldn't hurt, doesn't hurt so badly
Angels & Airwaves

Hemingway war der Ansicht, dass, wenn in einer Geschichte ein Revolver vorkomme, er auch abgefeuert werden müsse. Ich finde Hemingways Schreibe und Themen ja sonst eher mäßig bis schlecht, aber mit diesem Satz trifft er den Kern der Sache. Wahrscheinlich hat er ihn irgendwo abgeschrieben, aber er hat ihn zuerst veröffentlicht. Und damit gebührt ihm nicht nur die Ehre, sondern auch meine Zustimmung: Ich halte es für larmoyante Scheiße, eine Waffe einzuführen, dann aber niemanden zu töten. Bei diesem pseudo-bedrohlichen „Hui, ich mache es mal spannend durch die Erwähnung einer Pistole, denn das heißt ja, dass geschossen werden kann, es also gerade richtig gefährlich ist“-Gewichse wünsche ich mich regelmäßig mit einem schallgedämpften Präzisionsgewehr auf einen Glockenturm, so deluxe geht es mir auf den Senkel. Alternativ gehen auch fünf Minuten alleine mit dem Autor, in einem schalldichten Raum mit einer Rolle Kleingeld oder einer Baseballkeule.

Martha – deutsch wie Martha von Bethanien, Lazarus' ältere Schwester, nicht englisch wie Martha Stewart – verschwand einen Tag nach unserem ersten großen Streit. Es ging um meine Arbeit und dass ich nie zu Hause sei, ob ich sie denn – was für ein beschissener Satz! Wer sagt denn so was ernsthaft noch, wenn er nicht Protagonist einer Romantic Comedy oder eines Frauenromans ist? – überhaupt noch lieben würde.

Ich würde diese Geschichte ja am liebsten so erzählen, wie Chuck Palahniuk „Fight Club“ erzählt. Die ganze Zeit so tun, als seien Erzähler und Tyler Durden zwei verschiedene Personen, obwohl sie – Vorhang auf: Überraschung! – ein und dieselbe sind. Aber auch das ist elende Effekthascherei, auch wenn, und das muss man Chuck lassen, das Ende wirklich überraschend kommt. Aber es dient nicht der Geschichte, es dient lediglich der Unterhaltung des Lesers. Und das ist ja nun schlicht Scheiße. Eine Geschichte ist schließlich keine Käsetheke und der Leser kein Kunde, der fünfhundert Gramm fucking Gouda will.

Ich ziehe es vor, es gleich zu erzählen und jegliche Fahrt und Spannung aus der Geschichte rauszunehmen, jetzt und hier. Dann kann man sich auf die Geschichte selbst konzentrieren und wird nicht taubgefeuert von stupiden Suspense-Spielereien: Martha verschwand nicht, zumindest nicht so, wie das Wort sonst gebraucht wird. Sie verschwand, weil ich sie – mit dem eben erwähnten Revolver – erschossen und ihren Körper in Schwefelsäure aufgelöst habe. Ich habe eine Tasche gepackt, Kleider, ihre Lieblingsjeans, ein paar Tops und Unterwäsche, damit es so aussieht, als sei sie verreist. Die Tasche kam auf den Rücksitz ihres Autos, das ich – nach gründlicher Reinigung – in einem Viertel der Stadt abstellte, in dem es nicht lange stehen würde, zumal ich den Schlüssel stecken ließ.

Es gibt Geschichten, in denen „viel arbeiten“ mit „irgendwer muss ja das Essen auf den Tisch bringen“ erklärt wird. Aber das ist noch so ein blödsinniges Klischee. So ein Satz ist nur dann kein Klischee, wenn es sich beim Protagonisten tatsächlich um einen Jäger handelt, denn daher kommt ja die Formulierung: Aus der Zeit, als Männer noch jagten. Und dass ich Jäger bin, davon kann ich – nach Auto, Revolver und Schwefelsäure – ja schwerlich anfangen. Zumindest nicht, wenn ich Plausibilität erreichen will.

Plausibel wäre, wenn ich sagte, dass ich wahnsinnig bin. Denn wer bringt schon seine Freundin um und löst sie in Schwefelsäure auf? Ach so, habe ich erwähnt, dass Martha meine Freundin war? Na, aufge-

fallen? Das ist schon wieder so eine erzählerische Aktion, die mit dem Tod bestraft gehört: Direkte Leseransprache. Noch dazu, wenn es um etwas geht, was dem Leser bereits offenbar ist – wie, dass Martha meine Freundin war –, der Autor aber so tut, als enthülle er ein riesenhaft verschleiertes Geheimnis.

Plausibel wäre aber auch, wenn ich sagte, dass es um Geld ging. Oder Macht. Womit die zwei grundlegendsten Motivationen, jemanden umzubringen, genannt wären: Gier (nach Geld oder Macht) und der eben erwähnte Wahnsinn, in nicht priorisierter Reihenfolge. Manchmal treten sie einzeln auf, etwa wenn ein Chef seine Angestellten ausbeutet, um Geld zusammenzuraffen. Das ist unmoralisch, aber nicht wahnsinnig. Seine Angestellten sterben ja nicht. Jemanden aus monetären Gründen zu töten aber hat schon etwas Wahnsinniges.

Das hat nichts mit dieser Geschichte zu tun, aber ein interessanter Gedanke ist es dennoch: Warum muss es eigentlich plausibel sein? Warum kann man nicht einfach mal jemanden umbringen? Aus dem simplen Grund, weil eine Waffe im Haus ist? Sich besaufen, nicht weil man will, sondern einfach, weil Bier da ist? Fressen, weil der Kühlschrank voll ist. Sich der Macht des Faktischen unterwerfen. Wozu habe ich diese Pistole, wenn ich sie nicht benutze? „Man zieht sich doch keinen Präser über, wenn man nicht ficken will!“, sagt Lieutenant Roy Zimmer in „Crimson Tide“. Also kauft man auch keine Waffe, und legt sie dann in die Schreibtischschublade. Die Welt muss entvölkert werden. Und man unterstützt die Wirtschaft: Waffenhersteller und Munitionsfabrikanten, Polizisten und Tatortreiner.

In diesem Fall allerdings ist es wie gesagt plausibel. Ich habe Martha geliebt, sehr sogar. Ich liebe sie auch jetzt noch, da sie meinerwegen aufgehört hat, zu leben. Aber dieser erste große Streit machte mir Angst. Er zeigt mir, dass auch diese Beziehung – wie jede andere – nicht perfekt ist. Perfektion gibt es nur in der Fiktion, das stelle ich immer wieder fest. Die Realität aber – Achtung, dramatische Klaviermelodie, dazu Emo-Celli – sieht anders aus. Das hat schon Benjamin

von Stuckrad-Barre geschrieben, im Jahr 1998 in *Soloalbum*, und er hatte Recht: In der Realität gibt es Streit, verletzte Gefühle und verletzten Stolz. Beziehungen enden, Menschen leiden, fangen an zu trinken, Drogen zu nehmen, Tausende von Euro für Therapien auszugeben und genauso wahllos wie unmoralisch irgendwelche Schlampen oder Stricher zu ficken, in der erbärmlich nutzlosen Hoffnung, aus der Trauer herausgeheilt werden zu können.

Der einzige wirksame Weg aber ist, die Ursache des Schmerzes zu entfernen. Wenn man eine Geschwulst hat oder einen Tumor, lässt man ihn sich ja auch wegschneiden. Skalpell, örtliche Betäubung oder Vollnarkose und fertig. So heilsam das auch ist, so darf man sich nicht der Illusion hingeben, man ginge in den Supermarkt oder im Park spazieren. Einen Menschen zu töten erfordert Chuzpe und Cojones. Vom In-Säure-Auflösen mal abgesehen: Das verlangt einen starken Magen. Oder eine Atemmaske. Man muss sich Wissen aneignen, über die richtige Waffe, die richtige Säure und deren Wirkweise. Oder muss ich an Folge zwei der ersten Staffel von „Breaking Bad“ erinnern? (Und wieder: direkte Leseransprache, s.o.) Und mit dem Mord ist die Sache nicht aus der Welt, auch wenn Martha physisch nicht mehr in der Welt ist. Es gibt Menschen, die sich fragen, wo sie hin ist: Familie, Freunde, Arbeitgeber, Kollegen und nicht zuletzt die Polizei, die nach der Vermissten sucht.

Ich habe, um den besorgten Freund zu mimen und damit jeglichen Verdacht von mir abzulenken, einen Detektiv engagiert, um nach ihr zu suchen. Man findet so was ja eigentlich nur in Kriminalromanen, Detektivgeschichten oder Bahnhofsbuchhandel-Groschenheftchen-Shit, wo mit Fedoras und Trenchcoats bekleidete Deppen idiotische Scheiße labern, als hätten wir immer noch die 50er: Allesamt, und das ist schon ein Euphemismus, unwerter, nicht-literarischer Mist, denn da geht es ja wirklich NUR um Unterhaltung, das ist Käsetheke pur. In meinem Fall allerdings war das Engagieren eines Privatdetektivs passend wie der sprichwörtliche Arsch auf Eimer. Denn Kolther (so hieß auch der

Agent im Thor-Kunkel-Roman *Schaumschwester*) fand natürlich genau die Spuren, die ich zum Finden ausgelegt hatte. Die Buchungs-E-Mail, die ich von ihrem Rechner aus einem Hotel in Spanien geschickt hatte. Martha war, so bekam er heraus, dort nie angekommen, aber ich bat ihn dennoch, weiterzusuchen. Ihr Auto war natürlich nicht aufzufinden, das hatte irgendeine obskure Ostblockautoschieberbande längst eingesammelt, umgespritzt, Fahrgestellnummer ausgetauscht usw. Man kennt das ja aus den einschlägigen US-amerikanischen Autoklau-Unterhaltungstreifen. (Was „Ostblockautoschieberbanden“ in „US-amerikanischen Autoklau-Unterhaltungstreifen“ machen, ist allerdings die Frage.)

Und irgendwann, wer hätte das gedacht? – das wird auch gerne genommen, rhetorische Fragen einzustreuen – wurde Martha zu einer Nummer in einer Akte; was eine großartige Formulierung ist, mal nebenbei. Eine Vermisste, die vermisst bleibt. Vielleicht weil sie nicht gefunden werden will, vielleicht weil sie nicht gefunden werden kann in ihrem versiegelten Plastikfass am Grund eines kleinen Tümpels der Brandenburger Seenplatte. Es tue ihm leid, dass er nicht mehr tun konnte, sagte Kolther, er habe sein Möglichstes getan, all seine – wichtiges Wort, in diesem Zusammenhang – Kontakte genutzt, aber manche Menschen würde man einfach nicht finden. Auch die Polizei musste – wiederum wundervolle Formulierung! – die Akte schließen. Ich solle versuchen, ein neues Leben zu beginnen, weil Frau Dolorosa nicht wiederkommen würde.

Zu guter Letzt: Wortspiele wie Martha Dolorosa sind gefährlich, da sie schnell großer Käse werden. Nicht so hier: Die mater dolorosa, die Schmerzensmutter, die ihren Sohn beweint, also Schmerzen erleiden muss, wird zur Schmerzensmartha, die Schmerzen bereitet und deshalb sterben muss. Ja, manchmal ist es wirklich so einfach.

Aber wie hört man auf, wenn man nicht wie Palahniuk erst ganz am Ende das große Enthüllungsf Feuerwerk abbrennt? Am besten gar nicht. Oder einfach so. Das Leben ist nicht pointiert, Pointen gibt es nur in

der Fiktion. Das Leben ist chaotisch, ziel- und wahllos. Nur in der Fiktion weiß man das Richtige zu sagen oder zu tun, die richtigen Entscheidungen zu treffen, weiterzumachen, wenn man scheitert, aufzustehen, wenn man auf die Fresse fällt. Leben heißt Suchen, nicht Finden. Letzteres heißt es nur, wenn wir großes Glück haben, und selbst dann hält dieses Glück nicht lange. Ein gutes Ende aber verzichtet vor allem auf philosophische Gedanken über das Leben. Ein gutes Ende? Kommt einfach. Kurz bevor die letzte große Wahrheit ausgesprochen ist. Kurz bevor der Leser versteht, worum es am Ende wirklich